

Auszug aus:

Augustinus – *Confessiones*, Elftes Buch¹

[...]

Denke Dir: eine körperliche Stimme hebt an zu ertönen und tönt und tönt, und mit einemmal hört sie auf, und nun ist es still, und die Stimme ist vergangen und es ›ist‹ keine Stimme mehr. Sie war künftig, bevor sie ertönte, und man konnte sie gar nicht messen, weil sie nicht mehr ›ist‹. Also nur während sie erklang, konnte man sie messen, denn da ›war‹ was gemessen werden konnte. Aber auch da stand sie nicht unbewegt; sie ging und verging. Konnte sie gerade deshalb gemessen werden? Denn nur während sie vorüberging, dehnte sie sich zu einer gewissen Dauer aus, so dass sie eben hieran zu messen war, da ja Gegenwart als solche keine Ausdehnung hat.

War diese Stimme während ihrer Dauer messbar, so stelle dir nun vor, eine zweite Stimme habe zu erklingen begonnen und klinge noch ohne Unterbrechung fort. Messen wir sie doch, solange sie erklingt, denn wird sie aufgehört haben zu erklingen, wird sie bereits vergangen sein, und es wird nichts mehr da sein, was sich messen ließe. Messen wir sie genau und sagen dann, wie lang sie ist! Aber noch erklingt sie ja, und gemessen werden kann sie nur von dem Zeitpunkt an, da sie anhebt, bis zu dem, da sie aufhört. Denn was Zeitspanne ist, messen wir nur von einem Anfang an bis zu einem Ende. Deshalb kann man eine Stimme, die noch nicht zu Ende gekommen ist, nicht messen, so dass man sagen könnte, wie lang oder kurz sie dauere, noch lässt sich sagen, sie ist gleich lang mit einer andern, sie ist im Verhältnis zu einer andern das Einfache, das Doppelte oder sonst dergleichen. Soweit sie aber aufgehört hat, ›ist‹ sie nicht mehr. Wie soll man sie da noch messen können? Und gleichwohl messen wir die Zeiten und messen doch die Zeiten nicht, die noch nicht ›sind‹, auch nicht solche, die nicht mehr ›sind‹, nicht solche, die sich über keine Dauer erstrecken, noch solche, die keine Grenzen haben. Weder künftige

¹ Augustinus: *Confessiones*, aus dem Lateinischen übersetzt von Joseph Bernhart, Frankfurt am Main: Verlag der Weltreligionen 2007, S. 288ff.

Zeiten also messen wir noch vergangene noch gegenwärtige noch solche, die vorüberziehen, – und dennoch messen wir die Zeiten.

[...]

In dir, mein Geist, messe ich die Zeiten. Nein, lärme mir nicht dagegen an! Es ist so; lärme mir nicht dagegen mit dem Schwall deiner sinnlichen Eindrücke! In dir, sage ich, messe ich die Zeiten. Der Eindruck, der von den Erscheinungen bei ihrem Vorüberziehen in dir erzeugt wird und dir zurückbleibt, wenn die Erscheinungen vorüber sind, der ist es, den ich messe als etwas Gegenwärtiges, nicht das, was da, den Eindruck erzeugend, vorüberging; nur ihn, den Eindruck, messe ich, wenn ich Zeiten messe. Also sind entweder die Eindrücke die Zeiten, oder ich messe die Zeiten überhaupt nicht.

Ist es nicht auch, wenn wir die Stille einer Pause messen und sagen, diese Stille habe ebensolang gedauert, wie jene Stimme, spannen wir da nicht unsern Gedanken auf das Zeitmaß der Stimme, als ob sie noch klänge, und legen es an die Stille der Pausen an, um ein Urteil über die Dauer zu gewinnen? Wir tragen uns ja auch ohne Beteiligung von Stimme und Mund, bloß in Gedanken, Gedichte vor und Verse, Rede jeder Art und alles Mögliche von Bewegungsmaßen und urteilen dabei über die zeitlichen Ausdehnungen, wie da sich die eine zur anderen verhalte, nicht anders, als ob wir es lautlich aussprechen. Will jemand seine Stimme in längerem Anhalten von sich geben und bestimmt zum Voraus in seiner Überlegung, wie lang es sein soll, so macht er diese Länge eben im Stillen und mit sich aus, übergibt sie dem Gedächtnis, und dann erst beginnt er mit seiner Stimme, die nun tönend anhält bis zur vorbedachten Grenze. Oder besser, sie hat getönt, sie wird tönen; denn was davon bereits vollendet ist, das hat ja schon getönt; was übrig ist, das wird erst tönen. So vollzieht sich das Ganze, indem der gegenwärtige Bewusstseinsakt das noch Künftige in die Vergangenheit hinüberschafft, so dass um die Minderung der Zukunft die Vergangenheit wächst, bis schließlich durch Aufbrauch des Künftigen das Ganze vollends vergangen ist.

[...]

Ich will ein Lied singen, eines, das ich kenne. Eh ich beginne erstreckt sich meine Erwartung über das Ganze; habe ich begonnen, so erstreckt sich so viel, als ich von meiner Erwartung schon zum Vergangenen hinübergepflückt habe, nun in die Erinnerung, und zerstreut ist das Leben meines Tuns: es ist die Erinnerung, soweit

ich schon gesungen habe, es ist Erwartung, soweit ich erst noch singen will: was dennoch in Gegenwärtigkeit dableibt, ist eben mein Bedacht im Vollzug, durch den, was erst noch künftig war, hinüberfährt, so dass es nun zu Vergangenen wird. In dem Maße, als das fortschreitend geschieht, längt sich die Erinnerung und kürzt sich die Erwartung, bis endlich alles, was Erwartung gewesen, sich erschöpft, wenn mein ganzes Tun vollendet und in Erinnerung übergegangen ist. Und so wie mit dem Liedganzen, geht es mit jedem seiner Teilchen, mit jeder seiner Silben; geht es auch mit der szenischen Handlung, von der jedes Lied etwa ein Teilchen ist; geht es mit dem ganzen Menschenleben, dessen Teile die Handlungen alle des Menschen sind; geht es mit der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts, von der die Einzelleben alle doch nur Teilchen sind.